

Zum Jungrauoch

Autor(en): **F.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 39

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

brauchten sie reichliches Trinkwasser, gutes Ackerland für Getreide, viel Weideland und Wald. Zudem wollten sie an Orten wohnen, wo sie sicher waren vor den Ueberschwemmungen der Flüsse.

Die Alemannen brauchten nicht lange nach solchen Stellen zu suchen; denn das Land war seit fünfhundert Jahren von Helvetiern und Römern bewohnt gewesen, und diese Völker hatten im Laufe der Zeit ebenfalls die günstigsten Stellen zu ihren Wohnorten ausgewählt, daselbst den Wald geschlagen und Acker angelegt. Solche Stellen fanden sich überall da, wo ein Seitenbach in ein größeres Haupttal eintritt und am Fuße des Abhanges einen Schuttkegel aufgeschüttet hat.

Als die Alemannen kamen, fanden sie überall auf solchen Schuttkegeln oder auf den Terrassen der Emme und der Aare gutes Ackerland und schöne Matten. An den steilen Abhängen der Hügel und Berge stand dichter Tannenwald; in den Flußauen der Täler wuchs wildes Gras und Gebüsch.

Auf dem Schuttkegel eines Baches bauten die Männer einer Sippe ihre Häuser, anfangs nur wenige, für jede Familie eines, wie auf dem Bilde zu sehen ist. Die Häuser wurden aus rohen Baumstämmen hergestellt: Zwei starke Stämme oder Bäume trugen den Firstbalken, den die Alemannen aus ihrer Heimat hergebracht hatten. Auf den Boden legte man eichene Schwellbalken in einem Viered. In die Ecken wurden Pfosten gestellt und darüber wieder wagrechte Balken gelegt. Auf diese stützte man die Rasen, die bis zum Firstbalken reichten. Das Dach wurde mit einer dichten Strohlage gedeckt und hing auf allen vier Seiten tief herunter; so gab es dem Hause guten Schutz gegen Regen, Schnee und Kälte. Die Seitenwände des Hauses wurden aus Balken hergestellt, die man übereinander legte und mit den Eckpfosten verzapfte. Jedes Haus hatte drei Türen, die aus zwei Teilen, einem obern und einem untern, bestanden. In der Mitte des Hauses war die Küche. Ueber dem Feuer hing ein großer Kessel an einer Kette. Der Rauch entwich durch die Türen oder durch eine Luke im Dach. An das Wohnhaus wurden dann Ställe angebaut, daneben ein Speicher erstellt und davor ein Garten mit Gewürzpflanzen angelegt. Um diese Häuser und den Garten wurde endlich noch ein Zaun errichtet, und dann war der Hof fertig.

Als mehrere Höfe gebaut waren, wurde das Land durch das Los verteilt. Der Wald am Bergabhang war allen gemeinsam. Dort konnte jeder Hausvater das nötige Holz für seinen Herd schlagen, wilde Tiere jagen und das Vieh hintreiben. Gewöhnlich wurde das Vieh auf die ebene Talau des Flusses hinabgetrieben; das war die allgemeine Weide oder Allmend.

Auf dem breiten Schuttkegel des Baches und an den sanfteren Abhängen lag das gute Ackerland. Daselbst unterschied man drei größere Teile: die „Zelg“, die „Bünste“ und das Mattland.

Von der „Zelg“ erhielt jeder Hausvater drei Felder; auf dem einen säte er Roggen, auf dem andern Haber, und ein drittes lag immer ein Jahr lang brach. Dieses Feld wurde stets im „Brachmonat“ gepflügt. Jedes Jahr wurde gewechselt.

Auf der „Bünste“ wurden Hanf und Flachs gepflanzt; diese wurden von den Frauen gesponnen und zu Tuch gewoben. Die „Bünste“ oder das Beundenfeld enthielt ebensoviele Felder, als Familien vorhanden waren.

Das Mattland lag am unteren Ende des Schuttkegels, so daß es leicht bewässert werden konnte; dort hatte jeder Bauer seine Heuwiesen. Alle diese verschiedenen Felder wurden durch das Los an alle Hausväter verteilt.

So gehörte also zu jeder Ansiedelung einer Sippe ein ziemlich großes Gebiet Land mit Wald, Ackerland und Allmend. Das war alles zuerst Gemeindeland; später konnten sich die Bauern verschiedene Landstücke erwerben.

Die Einteilung des Gemeindelandes ist viele Jahrhunderte lang die gleiche geblieben; auch heute ist sie noch an einigen Orten zu erkennen. Besser noch haben sich die alemannischen Namen dieser Höfe erhalten. Gewöhnlich nannten sich die Bewohner eines Ortes nach dem Sippenführer; hieß dieser z. B. Kuonolf, so nannten sich seine Nachkommen Kuonolfinger, und der Ort hieß später Konolfingen.

Die ersten Alemannen, die in unser Gebiet kamen, siedelten sich in den Tälern der Aare, der Langeten und der Emme an. Eine Hundertschaft zog in das Tal der Langeten und nahm daselbst Besitz vom Land; die Führer der zehn Rotten oder Sippen hießen vermutlich: Rocco, Lozo, Madalolt, Leimolt, Dioto, Gundolt, Hutto, Erich, Urjo und Walthari. Wo ihre Sippen die ersten Häuser bauten, sind Weiler entstanden und später Dörfer. Diese tragen deshalb heute noch die Namen Roggwil, Lozwil, Madiswil, Leimiswil, Dietwil, Gondiswil, Huttwil, Criswil, Urjenbach und Walterswil.

Eine andere Hundertschaft kam in das Gebiet der untern Emme; die Sippenführer hießen: Wino, Erjo, Büoto, Koppo, Deoto, Subo, Baturich, Gerolf, Ruedilo, und Effilo. Wo sich ihre Sippen ansiedelten, entstanden die Dörfer: Winingen (jetzt Winigen), ebenso Erfigen, Büotingen oder die Höfe der Büettinger, daher Büttigkofen (heute Büttigkofen), ferner Koppigen, Deitingen, Subingen, Bäterdingen (Bätterkinden), Gerlafingen, Ruedlingen und Effilingen (heute Aefflingen).

Im mittleren Emmental siedelten sich mehrere Sippen auf den Terrassen des Haupttales und der Nebentäler an, so die Sippen des Ruedhero, Lobaheri, Siginio und Eggo; in die Seitentäler zogen Landolt, Walger, Heimo, Ruediger und Suomolt. Aus den Weilern dieser Alemannen entstanden die Dörfer: Rüderswil, Laperswil, Signau, Eggwil, ferner Landiswil, Walkringen, Heimiswil, Ruedigersau (jetzt Rüegsau) und endlich Sumiswald.

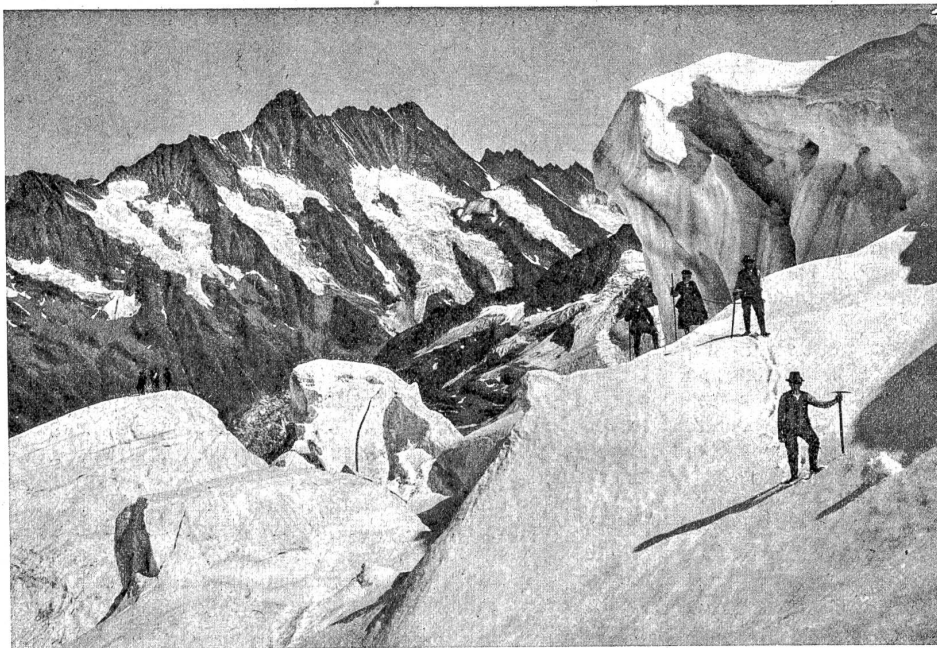
Am Fuße der Bantigerberggruppe und der Blasenfluh hießen sich die Sippen des Hetto, Bärolt, Zollo, Bollo, Sindhero, Waho, Uzso, Kuonolf und Herolf nieder. Aus ihren Höfen entstanden die Dörfer: Hettiswil, Bäriswil, Zollinghofen, (jetzt Zollikofen), Bolligen, Sinneringen, Bedigen, Ukigen, Konolfingen und Herolfingen.

Zum Jungfrauoch.

Wohl hatten mich einst gute Freunde und eigenes Gelüsten veranlaßt, mit ihnen einige Höhen zu besteigen, von denen man siegesfroh auf die Welt herunter sieht; meine Versuche gelangen; ich hatte mich trotz geringer Vorbereitung als bergfähig erwiesen, und die Erinnerungen an diese Fahrten, an mondscheinbeschiedene Klubbüthenächte und sonnenbeglänzten Hochgebirgszauber und eispidelbewehrtes Kraftgefühl, an umsichtige Führer und lebensfrohe Kameraden bleiben mir noch als glänzende Lichtblide aus längst entschwundenen Tagen. Aber die meisten meiner Berggenossen haben sich zum langen Schlafe hingelegt; mich hat das Alter überschlichen und mit ihm das bittere Muß der Entfagung.

Für solche Leute und noch andere ist Guner-Zellers Schöpfung ein guter Tröster, und nach manchen vereitelten Anläufen, noch einmal Höhenluft zu atmen, kam zwischen Regenschauern ein klarer Herbsttag und brachte mir die Erfüllung eines langgehegten Wunsches.

Von Lauterbrunnen rollte der Bahnwagen in schönen Kurven hinan, vollbesetzt von erwartungsfrohen Insassen. Aus der schattigen Kühle des Septembermorgens blickten wir hinüber auf die sonnenbeglänzten Weiden von Jenfluh und von Grütshalp über der kühnen Mürrenbahn und auf das wohlgeformte Schilthorn, die blinkenden Eiszinnen der Ebnefluh und ihre Nachbarn.



Bei der Station Eismeer.

Wir fuhren durch die Hotelkolonie von Wengen; es weitete sich die Welt, neue Berge erhoben sich im Sonnenglanz; schöner und größer wurde die Nähe und Ferne. — Kleine Scheidegg! Jungfraubahn einsteigen!

Man drängt sich in die Wagen und tauscht Worte freudiger Erwartung. Es ist Schweizergewächs, das sich da zusammenfindet und den Bergen der Heimat seine Verehrung darbringt; man darf berndeutsch reden und zürdeutsch, wer's kann und Zeit hat ob dem Schauen und Genießen.

Bald sind wir in der Felsenwildnis der Station Eiger- gletscher, sind dem trohigen Koloß Eiger hart an den Leib gerückt und schlüpfen in den Berg hinein, dessen ungeheure Wand uns draußen entgegenstarrte. Leicht gleitet der Zug durch die elektrisch erhellte Finsternis; man sitzt und träumt und wartet auf Kommendes. Da, ein Halt, ein Gang durch eine außen offene Felsengalerie: „Eigerwand“. Ein Augenblick staunenden Schauens auf das tief unter uns liegende Tal von Grindelwald.

Weiter geht's zwischen lichtbeschienenen Felsmauern. Wo sind wir? Station Eismeer, umsteigen, zehn Minuten Aufenthalt! Man hastet zur Aussichtsgalerie und bebt fast erschrocken zurück, so grauig wild ist der zerrissene Gletscher da unten. Man ist stumm und starrt in die furchtbare Schönheit hinaus. Was wüßte ich von Hochgebirge, hätte ich solches niemals gesehen! Aber sagen kann man es nicht; vielleicht kann es der Poet, der Künstler, oder einen Abglanz, ein schwaches Echo davon geben. Wer es aber gesehen hat, mit der Seele gesehen, der wird einen unauslöschlichen Eindruck davontragen. „Wunder der Schöpfung“, hier sind solche Wunder. Aber warum sind wir stolze Menschen so klein untereinander?

Noch haben wir uns nicht erholt von dem schaurig- schönen Anblick, da rufen uns durch die dämmerige Felsen- höhle die Bahnleute wieder zusammen zum Einsteigen zu noch höheren Höhen, zum Anblick neuer Wunder.

Jungfraujoch, alles aussteigen!

Man drängt sich, um längst Erwartetes zu sehen. Aber Geduld! Zuerst ist wieder eine Felsenhalle zu durchschreiten, dann kommt der weite Restaurationsraum, und vor diesem ist die lange Aussichtslaube. Das Gebäude, du siehst es nirgends; es ist eine weite Höhle, und massiv! Aber die Aussicht? Sie geht nach Süden; denn unser Weg hat sich

im Innern des Berges, des Eigers, gebogen und hat die Südseite gewonnen. Wir befinden uns zwischen Mönch und Jungfrau; westlich von uns ist sie, gewaltig erhebt sich das Felsgestell ihres Oberbaues, vielfach so steil, daß kein Schnee daran haftet. Sie ist auch von unserer Höhe aus majestätisch und das Hauptstück der ganzen Aussicht.

Tief unter unserer Felsen- festung ist das blanke lange Schneefeld „Jungfraufirn“ und weiterhin der obere Teil des Aletschgletschers.

Ein langer Zug von Gestal- ten geht im Gänsemarsch durch dies anscheinend fast ebene Schneerevier; man sagt, es seien die Schüler des Oberseminars Bern, welche der Concordiahütte zustreben. Westlich ist das vielge- nannte sagenbekannte Rottal; zu ihm, einem Zugang zum Jung- frau Gipfel, führt ein sehr steiler Schneehang. Wär' ich doch

dreißig Jahr jünger! Stattlich, wohlgeformt und silberweiß erhebt sich im Südwesten das Rottalhörn; aber nichts kommt auf gegen die Wucht der königlichen Jungfrau.

Doch jetzt hinauf zum weiten Schneefeld, wo die Aus- sicht noch viel schöner sei. Und sie ist's. Mutter Natur bietet sogar Sitzgelegenheit durch eine schneefreie Felskuppe, die zum bequemen Lagern einladet. Ueberraschend warm ist's auf dieser Höhe von 3460 Metern. Ueberrock und Handschuhe sind überflüssig; nur die Schnebrille vergißt nicht!

Unter den zahlreichen Besuchern, die sich hier mit oder ohne Reiß und Gebirgskarte eingefunden haben, ist keiner, der nicht die stille große Freudigkeit teilte über die Herr- lichkeit der Stunde, keiner, der sich vornehm absondert; hier spricht eine höhere Macht als alle Besitztitel und Rang- stufen. Dort, wo die große Fahne steht, sehe man noch weiter. Also hin! Wirklich, da ist eine Fernsicht nach Westen und Norden, welche erst am dunkeln Zurawall abgegrenzt wird. Niesenbahn und Hotel, Stadt Thun, Weißenstein und all ihr Hunderte von Vorbergen, ihr alle seid uns Ueberwundene, seid unter uns. Ich grüße euch; alte Bekannte; alte Erinnerungen und Freuden wecket ihr Großen und Kleinen. Aber das ist lustig: Dort im Osten das kleine bescheidene Gipfelchen sei der mächtige Eiger, durch dessen Flanke wir vor einer Stunde fuhren. Richtig! Ingenieur Strub hat sich mit uns ein Späßchen gemacht; Ingenieure machen manchmal gute Witze. Er hat uns Anwissende von der Nordwand des Eigers durch fluge Maulwurfsarbeit an die Südostseite dieses Berges gegängelt, schon bei der Station Eismeer, und durch den Bauch des dicken Mönchs hindurch; jetzt lacht der listige Techniker über unsere Ver- blüffung. Der Mönch aber spürt keine Leibschmerzen, schaut auf uns Sonntagsfreudige gehäbig und mitleidig herab und zwinkert seiner Nachbarin Jungfrau zu: Winziges Volk da unten, Ingenieure, Büchermenschen, Bankhalter und Schrei- berlinge, laßt sie krabbeln, was tut es uns!

Wir aber lassen uns von der Riesenzwiesprache nicht beirren; wir genessen in vollen Zügen die Herrlichkeiten des Hochgebirges, die sie uns im hellen, warmen Sonnen- licht darbieten. Aber beschreiben läßt sich's nicht; man muß selber hin, um es anzusehen und mitzufühlen. Und wer es tut, wird trotz der aufgewendeten Silberlinge sagen: „Das war ein guter Rat; es reut mich nicht.“

F. B.